Wanderungen im N. Y. Zoo.

Riesen-Känguruhs.

Känguruhs.

Die Känguruhs in ihren verschiedenen Arten sind die hervorragendsten Charakterthiere Australiens. Sie bewohnen vorzugsweise die ausgedehnten Grasebenen und die lichte, halboffene Busch- und Waldlandschaft, wo sie das Groß- und Hochwild dieses Erdtheiles bilden. Wer die Thiere nur aus den engen Grenzen des „Zoo" kennt, wo sie langsam und unbeholfen dahin „kriechen", kann sich nur schwer einen Begriff von den kraft- und anmuthsvollen Bewegungen machen, wenn sie in vollem Laufe, mit bis zu zwölf Yard weiten Sätzen, in reißender Schnelligkeit durch die Landschaft stürmen. Wie die pflanzenfressenden Hufthiere, die Hirsche, Antilopen, Ziegen etc., die in Australien fehlen und die Känguruhs hier ersetzen, leben letztere gesellig wie die Hufthiere und bevölkerten früher alle Theile des Erdtheiles, sind aber heute in ihrem Bestande schon recht zusammengeschmolzen, da der weiße australische Jäger für die Thiere keine Schonzeit kennt. Bei seiner ersten Landung in Australien 1770 sah Cook die Thiere in Herden an der Küste des heutigen Staates Queensland, und auf seine Frage an die Eingeborenen, von denen einer ein Exemplar erlegt hatte, was das für ein Thier sei, antworteten sie: „Känguruh!", d. h. in der Eingeborenensprache soviel wie: „Wir verstehen Dich nicht!" — Das Thier wurde eingetauscht, nach dem Schiffe gebracht und in dem Berichte wurde angegeben, die Wilden nennen das Thier „Känguruh".

Alle Beutelthiere, zu denen auch die Känguruhs gehören, stellen alterthümliche Säugethierformen dar, deren Vorfahren sich weit in die Kreidezeit zurückverfolgen lassen. Sie sind geologisch die ältesten Säugethiere, die wir kennen, und waren in der Vorwelt über den größten Theil der Erdoberfläche verbreitet. Im Laufe der Zeiten sind sie fast allenthalben ausgestorben, oder haben sich zu höheren Säugethierformen entwickelt. Nur in zwei Gebieten der Erde haben sie sich als Beutelthiere erhalten, bei uns durch die abweichenden Opossums und in der australischen Region östlich der Straße von Makasser auf Celebes, den Molukken, den Papuainseln, Neuguinea, in Australien und auf Tasmanien, während die Inseln des Stillen Ozeans und Neuseelands keine Beutelthiere beherbergen. Die Weibchen der Beutelthiere verfügen über ein eigenthümliches Hautorgan, den Beutel, in dem auch die Brustwarzen liegen. Die Jungen aller Beutelthiere werden schon in einem sehr frühen Zustande der Entwicklung geboren, denn die Tragezeit, selbst die der größten Arten, dauert nur etwa 39 Tage. Das in die Welt eintretende Junge des Riesenkänguruhs ist nicht größer als 1½ Zoll, in keiner Weise ausgebildet, sodaß es auf den Namen eines „jungen Thieres" keinen Anspruch hat. Das unfertige Wesen wird von der Mutter mit den Lippen erfaßt, in den „Beutel" gesteckt, an die Brustwarze gelegt, die bis in den Hals des Jungen anschwillt, sodaß es an der Warze vollständig festhängt. Selbst saugen kann das Thier hier nicht, sondern die Milch wird ihm von der Mutter direkt eingespritzt. Damit nun hierbei die Milch nicht in die Luftwege geräth, ist bei dem Känguruhjungen eine vollständige Trennung der Luft- und Nahrungswege durch den Kehlkopfbau eingetreten. Der Kehlkopf hat sich oben, in den Rachen hinein und durch ihn hindurch, röhrenartig verlängert und ragt mit dieser Verlängerung an der Decke des Rachens in das innere Ende des Nasenganges hinein. Es bilden Nasenlöcher, Nasengang, Kehlkopf und Luftröhre ein geschlossenes Rohr, das zur Lunge führt, während Mundöffnung, Mundhöhle, Rachen und Speiseröhre ebenfalls geschlossen in den Magen endigen. Die Nahrung passirt also rechts und links an der Luftröhre vorbei, wobei ein Eindringen der von der Mutter eingespritzten Milch in die Lungen verhindert wird. In dem Beutel bleibt das junge Känguruh 6 bis 8 Monate und entwickelt sich hier erst zum vollständigen Thiere. Wenn das Junge auch in diesem Alter von Zeit zu Zeit den Beutel verläßt, so sucht es bei dem Bedürfnis nach Nahrung und Ruhe und auch bei drohenden Gefahren immer noch den sicheren Schutz bei der Mutter auf.

Die größte Art der Känguruhs ist das Riesenkänguruh (Macropus giganteus), welches eine Höhe von 7 Fuß erreicht. Das Fell ist dunkelbraun oder graubraun mit weißlichen Spitzen. Die Unterseite heller, sonst weißlich und mit längerem, dünnem Hals besetzt. Die Felle junger Thiere werden zu Pelzwerk benutzt, die der ausgewachsenen zu Leder gegerbt. Nicht viel kleiner ist das rothe Känguruh (Macropus rufus), von dem indessen nur die Männchen röthlich, die kleineren Weibchen graublau sind. Im Gebirge lebt M. robustus, während das Felsenkänguruh (Petrogale) sich von den vorgenannten durch einen schlaffen, dünnen Quastenschwanz unterscheidet. Eine weitere Art stellen die Baumkänguruhs dar (Dendrolagus), die vorwiegend im Gezweig der Bäume leben.

Dr. E. Bade.

Wintertage in Tirol.

Bozen.

„On revient toujours à ses premiers amours", — leider! — Es wäre viel besser, man ließe die Träume seiner Jugend ungestört und versuchte nicht, sie künstlich neu zu erwecken. Wenigstens war das kürzlich meine Erfahrung mit Bozen. Das reizende Dolomitenstädtchen war seit Langem meine „amour" gewesen, ein leuchtendes Erinnerungsbild, das ich wieder heraufzaubern wollte. So zog ich vom Gardasee nach Bozen. Leider! Ich hatte in den dazwischen liegenden Jahren so Manches vergessen, vor Allem aber, daß Bozen bei meinem letzten Besuch im Frühlingsglanz geprangt hatte, und daß ich selbst zu jener Zeit noch jung gewesen war. Dieses Mal war es Winter, und die Zeit der holden Jugend liegt längst hinter mir.

Und doch ist Bozen sich gleich geblieben und ist auch im Winter schön; nur mußte ich erst eine Enttäuschung verwinden. Wie damals herrschte auch heute friedlichste Ruhestimmung in den Straßen, ja eher noch mehr; denn es fehlten die Sommerfrischler von fern und nah. Die schönen Promenaden, in deren reizenden Anlagen es damals blühte und duftete, und in denen Abends Nachtigallensang erklungen war, standen jetzt winterlich kahl. Wohl war es nicht die Kahlheit und gänzliche Erstarrung und Dürre des nordischen Winters; denn noch war manches Gebüsch grün; grüne Ranken und grüne Rasen waren wenig von winterlicher Kälte berührt, aber es war nicht das lachende, zauberische Grün meiner Frühlingserinnerung.

Mit sinnendem, in's Weite gerichtetem Blick steht heute wie damals Herr Walther von der Vogelweide auf dem Werkplatz, und die Vögel schwirren heute wie damals um ihn herum, als erkennen sie selbst im steinernen Bildnis den guten Freund. War es nun die veränderte Landschaft oder narrte mich ein Kobold. Damals erschien mir Herr Walther so ganz als die Verkörperung des Dichters, der so schön von Frauendienst und holder Minne zu sagen und zu singen gewußt hat. Heute las ich in den edlen Zügen, daß der weiße, stille Mann auf dem weißen, stillen Marktplatz zu Bozen seiner Zeit wahrlich nicht auf Rosen gebettet gewesen, daß er die Schattenseiten in eines Dichters Erdenwallen nur zu gut gekannt hatte. Wollte es doch diesem Freunde der kleinen Vögel und der großen Minne trotz ernsten Bemühens lange nicht gelingen, ein Heim sein Eigen zu nennen.

Die alte schöne Pfarrkirche mit dem grünlichen Dach und den Löwen an der Pforte ist dieselbe geblieben, aber auch ihr fehlte die schmeichelnde Umgebung des jungen Grüns. Die Zacken und Zinnen des Rosengartens blitzten und schimmerten auch heute im blendenden Sonnenschein, aber damals erschienen sie mir als der Eingang zu einem Feenteich, wo zauberische Rosen im Eise durfteten, und Perlen und Krystall im Märchenlande König Laurin's geheimnisvoll und versteckt lockten.

Dieses Mal waren auch die anderen Berge mit Schnee bestreut, und die weißen Gipfel reihten sich zum Kranze. Der Reiz Bozen's aber nahm mich trotz der anfänglichen Enttäuschung doch allmählich wieder gefangen. Welch ein entzückender Ausblick von der Talfer Brücke, was für malerische und stets wechselnde Bilder in den Straßen mit den alten Giebelhäusern, wie hübsch die Mädchen mit den flachen Hüten, langen farbigen Seidenschürzen und vielen flatternden Bändern und die Burschen in Tiroler Gewandung. Welche Ruhe, welches Behagen!

Es ist ein Ort, so recht geschaffen für den wegemüden Wanderer, aber auch für den, der wanderfrisch ist, und den die Berge unwiderstehlich locken; denn von Bozen aus führen die Kletterwege in den zauberischen Rosengarten, in die Schlern und das Mandel-Gebirge. Wer aber Bozen kennen lernen will in seiner bezaubernder Lieblichkeit, der eile doch lieber, es zur Lenzeszeit zu erblicken.

* * *

Wissen wir in unserem vielgeliebten und vielgeschmähten Amerika eigentlich etwas vom Winter? Wir wissen, daß es mit dem Einzug der kühlen Tage in den Dampfröhren der Wohnungen zu raunen, und daß die Opern-, Ball-, Konzert- und Dinner-Saison anfängt, daß die Damen ihre letztjährigen Pelze kritisch zu betrachten beginnen, daß Weihnachten mit Kerzenglanz, mit großen und kleinen Enttäuschungen als Begleiterscheinungen kommt und geht, daß es friert, damit es gleich darauf thaut, daß es schneit und die Stadt sich in einen Schmutzsee verwandelt.

Der Winter in den Tiroler Bergen jedoch, läßt sich der mit unserem neuweltlichen Großstadt-Winter überhaupt in einem Athem nennen? Kein schwärzlich-grauer Brei von Hundertausenden haftender Füße zertreten, von eiligen Schaufleern zu unappetitlichen Haufen gethürmt, ist zu sehen, eine blendende Decke liegt strahlend in unberührter Weiße über Berg und Thal ausgebreitet. An den südlichen Abhängen haben die Nadelbäume ihr ernstes Grün bewahrt, und die Obstbäume stehen in märchenhaftem Schmuck mit Millionen glitzernder Reifperlen übersät. Höher hinauf zeichnen sich die Fichten, Tannen und Kiefern wie schwarze Silhouetten mit tief herabhängenden, schneebeladen Zweigen gegen den blauen Himmel ab.

Wie verzaubert erscheint man sich nach dem Hetzen und Treiben der Dollar- und Vergnügungsjagd in die stille Bergwelt versetzt. Nicht das leiseste Echo klingt von dem rasenden Chaos her, das die Armen zur Winterszeit am härtesten erleiden und das die Reichen mit rauschenden Vergnügungen zu übertönen suchen.

Fast wie im Schnee vergraben liegen die Bergdörfer, vom spitzen rothen Kirchthurm überragt, so recht mollig und verträumt im tiefen Winterfrieden. Die Frauen in Kopf- und Schultertuch, die Männer in kurzer Jacke und Hose, die Kinder mit den blühenden Wangen scheinen in der kalten, klaren Luft lange nicht so zu frieren als wir überheizten Großstadtmenschen.

Keuchend und pfauchend steigt die Bahn aufwärts, während die Bilder auf beiden Seiten sich immer malerischer entwickeln. Die Eisack braust ungestümm immer am Zuge entlang, kaum daß ein leiser Frosthauch hie und da ihre sprühenden, glasklaren, grünen Schaumwellen getrübt hat. Ihr Schäumen und Brausen übertönt oft den ratternden Zug. An Ritterburgen, die mit Thürmen und Zinnen altersgrau auf schwindelnder Höhe ragen, geht es vorbei, an weiten Klosterhöfen und Gehöften, geschlossenen Sommerhotels und eingeschneiten Bergnestern, durch Tunnels und schwärzliche Bergwälder immer höher und höher. An manchen Stationen beleht sich das Bild. Im entzückenden Sterzing, in Steinach und so manchen anderen wunderbar schön gelegenen, beliebten Sommerfrischen steigen ganze Schaaren mit Skis und Rodelschlitten ein und aus. Sonst ist der Zug ziemlich menschenleer, bis auf ein Paar Landleute, ein Paar Jäger, ein Paar Geschäfts- und sonstige Mußreisende. Nur wo Mensch und Natur für Sportzwecke gesorgt hat, wird es im Winter im Gebirge lebendig; sonst ist alles ringsum still und liegt in unsagbar einsamer Schönheit da. Trotz der Schneedecke leuchten stellenweise die glasartigen grünlichen Gletscherflächen, der Stubbaier Ferner scheint greifbar nahe, und auf der glitzernden Schneedecke sind unzählige Abdrücke größerer und kleinerer Hufe zu sehen. Zuweilen kommen die sonst so scheuen Waldthiere an diesen einsamen Lichtungen in ganzen Rudeln heraus, wohl vom Hunger getrieben, und schauen dem pfauchenden eisernen Ungethüm nach. Ein zierliches Reh, einen stolzen Hirsch sieht man hinter den mächtigen Tannen hervorlugen, und, wie aus Stein gemeißelt, zeigt sich der unbewegliche Umriß zweier Gemsen.

Wälle, Forts, Bahnhofrestaurant von Franzensveste erscheinen und verschwinden, immer höher keucht der Zug, bis er fast, 5000 Fuß hoch, den Brennerpaß überschreitet, diese wunderbare Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meer.

Da ist man nun mitten drinnen im Reiche des Bergkönigs. In grandioser Majestät ragen die schneebedeckten Gipfel, ungeheuerliche Eiszapfen in den phantastischsten Formen glitzern wie diamantne Ungeheuer, ringsum das große, weiße Schweigen.

Innsbruck.

Wenn man an hohe Nachbarschaft nicht gewöhnt ist, dann kommt es Einem zunächst wohl etwas sonderbar vor, wenn Einem fast bei jeder Straßenbiegung die Schneehäupter der Berge über die Schultern gucken, wie bei uns die unvermeidlichen Wolkenkratzer. Man hat in letzterer Zeit allerhand Schönheitsmale an unseren himmelstürmenden Gebäuden entdeckt, und es finden sich immer mehr Maler und Schriftsteller, die sich an diesen bizarren Reizen entzücken, aber, allen Lokalpatriotismus in Ehren, die Schneeberge, die Innsbruck bewachen, sind in Puncto Schönheit und selbst Größe unseren Wolkenkratzern um ein Weniges über. Freilich, sie haben so eine gewisse Art, sich zuweilen den gaffenden Menschenaugen zu entziehen, sich in Schneeschleier und Nebelfetzen einzuhüllen, und die armen Sterblichen warten zu lassen, bis es ihnen paßt zu erscheinen. Es sind eben sehr hohe Herren, die sich nichts befehlen lassen. Zudem sind sie dann wieder so sieghaft schön, daß man ihnen alles verzeiht.

Schließlich werden sie Einem ganz vertraut, dann scheinen sie Einem freundlich zuzunicken, während man das reizende Städtchen durchwandert, das im Sommer einen Sammelpunkt für Touristen und zur kalten Jahreszeit für Wintersportler ist. Ganz allerliebst nimmt sich das junge Volk aus, das meistens paarweise mit Ski, Stock und Rodelschlitten daherkommt, die jungen Mädchen in kurzen Röcken, wollenen Sportjacken und dazu passenden gestrickten bunten Schärpen und Mützen. Manchem schlanken Mädel ist selbst der kurze Rock beim Springen und Gleiten hinderlich, und sie kommt fesch in Sporthosen, oben weit und unten schmal, daher. Die jungen Männer in den mit Pelzkragen besetzten kurzen Jacken, den weichen Hütchen und Stutz, gehören zum Bilde, wie die rothen Wangen und blitzenden Augen beider Geschlechter. Der Wintersport erlangt in Tirol und der Schweiz trotz mancher schweren Unglücksfälle immer größere Ausdehnung.

Sonst geht es in der tiroler Hauptstadt nicht sonderlich aufregend zu. Es ist eine reizende Stadt, die Jedem gefällt. Zwar giebt es allerhand Neubauten, aber auch die alten Laubengänge existiren noch, die so malerisch wirken und den kleinen Läden Licht und Luft nehmen. An sogenannten Sehenswürdigkeiten ist Innsbruck nicht übermäßig reich, und dennoch auf Schritt und Tritt, welche Fülle des Sehenswerthen! Da ein alter schöner Brunnen, ein barockes Reiterstandbild auf malerischem Platze, und schöne alte Giebelhäuser mit Erkern.

Da ist das berühmte goldene Dachel, das Erzherzog Friedrich mit der leeren Tasche im Jahre 1425 errichten ließ, um so ad oculos die Unrichtigkeit seines Beinamens darzuthun, und die noch viel berühmtere Hofkirche, das Juwel Innsbrucks, die nicht ganz mit Unrecht die „Westminster Abbey" Tirols genannt wird. Hat hier doch Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, sein überaus kostbares und schönes Grabmal, auf dem er selbst in bronzener Lebensgröße kniet. Umgeben wird der kaiserliche Herr von überlebensgroßen bronzenen Gestalten in klirrender Rüstung oder wallendem Kleid, welche Tradition und Sage mit dem Hause Habsburg verknüpft hat. Manchmal ist diese Verknüpfung äußerst legendenhaft, wie z. B. bei König Arthur von Engelland oder dem Großen Theoderich. Gerade diese beiden schlanken, aufrechten Gestalten sind jedoch von so hervorragender Schönheit, daß sie, wie es heißt, der Meisterhand Peter Vischer's entstammen können.

Dort liegt die vom Kaiser Max erbaute Hofburg, hier eine Barockkirche mit einem seltsam anmuthenden Altarbilde von Lucas Cranach, und in der silbernen Kapelle ruht die schöne Philippine Welserin, die im Volke bis heutigen Tages lebt.

Viel lebhafter aber ist die Erinnerung an den Befreiungshelden, den Sandwirth von Passaier. Auf der hölzernen Brücke, der Innsbruck seinen Namen verdankt, und auf dem Berge Isel hat er dreimal die bayerischen Truppen Napoleons siegreich zurückgeworfen. Stein und Bild erzählt in Innsbruck von der heldenmüthigen Schaar, die so todesverachtend kämpfte und starb, und von ihrem Führer, dessen stämmige Gestalt und gutes, klares Antlitz stets in ihrer Mitte erscheint. Auch Andreas Hofer schläft in der Hofkirche unter prächtigem Grabmal den Heldenschlaf.

Schön, unsagbar lieblich ist Innsbruck im Sommer, wenn sich die reizende Stadt halb im Grün versteckt und die Schneeberge in die sommerhellen Straßen schauen, aber es ist auch im Winter wunderschön, wenn man im klingelnden Schlitten die hart gefrorenen Pfade durchfliegt. Hinaus in die Berge führen die Wege, zum Berge Isel oder zur Hungerburg, von wo aus sich eine herrliche Aussicht bietet, oder zum Schloß Ambras, von dessen breitem Thurm und kleinen Fenstern man weit hinausblicken kann in die weiße Welt. Am Allerschönsten ist es, im Ballon aufzusteigen und hinabzuschauen auf das herrliche Land Tirol im silbernen Winterschmuck. Das ist ein zauberhaftes, nie zu vergessendes Bild, ein Blick, wie ihn die seligen Götter werfen durften in die Zaubergärten der Erde.

Martha Toeplitz.

— Jede der beiden Perlen, die Kleopatra als Ohrgehänge trug, hatte einen Werth von 10 Millionen Sesterzen (ca. $240,0

Der Flug über den Mont Blanc.

Es waren Tage unruhiger und nervöser Spannung, die der Flieger Parmelin in Genf zu durchleben hatte, bis endlich die Stunde schlug, da er zu seinem kühnen Wagnis der Ueberfliegung des Mont Blanc starten konnte. Immer wieder kamen im letzten Augenblick aus Italien Wetterberichte, die eine Vertagung des Aufstieges gerathen erscheinen ließen: Nebel, Nebel, stets wieder Nebel. Parmelin wurde immer ungeduldiger, die Freunde hatten Mühe, ihn zurückzuhalten und zu trösten. Die Aufregung war groß, als an einem Mittwoch früh die Eingeweihten erfuhren, daß am Nachmittag Parmelin unter allen Umständen aufbrechen wollte. Der Präsident der Schweizer Fluggesellschaft und der italienische Konsul Graf Laurenzana eilten auf den Flugplatz von Collex Bossy; eine Anzahl Flieger, Mechaniker und einige Journalisten waren anwesend. Parmelin war außerordentlich nervös, aber er bemühte sich mit aller Kraft, ruhig zu erscheinen. Die Nachrichten über die Wetterlage auf der italienischen Seite waren leidlich günstig; und länger wollte er die Spannung und Ungewißheit nicht mehr ertragen. „Mir ist, als trüge ich eine schwere Last auf den Schultern," erklärte er, „ich muß sie endlich abschütteln, sie drückt mich nieder. Heute ist das Wetter günstig, das Glück scheint mir zu lächeln: ich fliege. Der Nebel liegt tief, ich beginne mit der schwierigsten Etappe; dann werde ich weiter sehen." Um 1 Uhr beginnt die Prüfung des Apparates; eine letzte Umarmung der Freunde, der italienische Konsul übergiebt dem Flieger ein Schriftstück mit Grüßen an seine Landsleute, Parmelin lächelt: und im nächsten Augenblick rattert das Flugzeug davon und steigt in die Höhe. Die Aufregung läßt alle schweigen. Bis zu 700 Meter schraubt sich das Flugzeug empor: dann entschwindet es in der Richtung auf das Massiv des Mont Blanc. Erst jetzt erklärt ein Freund Parmelins den Grund, der den Flieger zu dem Wagnis antrieb. Sein Ehrgeiz ist, Mitglied des Schweizer Fliegerkorps zu werden, aber nach den Vorschriften werden nur Junggesellen aufgenommen, während Parmelin verheirathet ist und Frau und Kinder hat. Nun will er zeigen, daß Frau und Kinder einen Mann nicht hindern, verwegene Leistungen zu vollbringen, kühne Wagnisse zu unternehmen; er will zeigen, daß man auch als Gatte und Vater jederzeit bereit sein kann, sein Leben auf's Spiel zu setzen.

In Aosta auf der italienischen Seite herrschte Aufregung und Zweifel. Schon viermal kamen aus Genf falsche Nachrichten, die Stadt ist von Neugierigen besetzt. Wird er kommen? Da plötzlich rauscht es auf, erst eine Stimme, dann viele und zum Schlusse ein ganzer Sturm: „Eccolo, eccolo! Da ist er, da kommt er." Und deutlich sieht man fern im Einschnitt der Bergketten dunkel das Flugzeug im Sonnenlichte, sieht es näher kommen, beginnt das Rauschen der Motoren zu vernehmen: und eine Viertelstunde später ist Parmelin vor der Stadt gelandet. Alles stürmt hinaus, die Behörden, die Menge: er aber ist schon abgestiegen, lächelt, nickt und beginnt seinen Apparat auf das Genaueste zu untersuchen. Das dauert eine ganze Zeit; erst dann kommt die unvermeidliche Zigarette. Man packt ihn in ein Automobil, und im Triumph bringt man ihn in die Stadt. Er scheint nicht im geringsten ermüdet, bleibt still und bescheiden, aber die Freude spricht aus seinen Zügen. Und dann, als man ihn drängt, und mit Fragen bestürmt, beginnt er zu erzählen. „Ja, was soll ich denn erzählen? Meine Eindrücke? Wenige, aber klare. Ich stieg langsam auf, und dann nahm ich gradenwegs Richtung auf den Mont Blanc, der sich prachtvoll vom blauen Hintergrund abhob. Während der ersten 1500 Meter kamen einige bange Augenblicke, ich fürchtete, die Fahrt nicht durchführen zu können, denn der Motor arbeitete nicht regelmäßig. Dann aber gelang es mir, ihn zu bändigen. Im Aore-Thal stieg ich sofort hoch empor, auf 3000 Meter; und hier kamen heftige Windstöße, die mich umherwarfen. Der Augenblick war gekommen, da ich absolute Herrschaft über meine Nerven gewinnen mußte: vor mir lag der Mont Blanc. In dieser Minute setzte ein starker Südwest ein, der mich vom Wege abtreiben wollte, es gab einen ziemlichen Kampf. Die Kälte war außerordentlich, noch jetzt ist meine Schulter halb erstarrt. Dann aber erreichte ich 5300 Meter Höhe, glitt über den Mont Blanc hin, stieg dann auf 4000 Meter hinab und als ich fern in der Ebene große Nebelwolken sah, beschloß ich bald zu landen. Ach, es war herrlich."

Der Schweizer Flieger A. Parmelin bei dem Mont Blanc.

Onkel Sam's Jagdgründe.

Von A. J. Nesler.

Der letzte Jahresbericht der Bundes-Fischerei-Kommission läßt ersehen, daß Onkel Sam nicht nur ein erfolgreicher Händler, sondern auch ein glücklicher Jäger ist. Der Fischerei-Kommissär, H. M. Smith, der seinen Bericht dem Handels-Sekretär Wm. C. Redfield übermittelt, hat auch die Kontrolle über die Jagd auf Pelzthiere in Alaska und berichtet, daß die Robben auf den Pribilof-Inseln entschieden zunehmen, seitdem die pelagische Jagd, d. h. die Jagd vom Wasser aus, verboten ist; es war auch seit Inkrafttreten des Gesetzes möglich, die Robben zu zählen, und man schätzt die Zahl derselben, einschließlich der Jungen, auf 268,304 Stück. Es wurden im Vorjahre 3764 Stück erlegt, deren Felle von den Agenten der Bundesregierung in London auf Auktion verkauft wurden; der Ertrag von $130,640.57 floß in die Bundeskasse. Unter dem früheren System, als die Regierung die Jagd verpachtete, hätte sie nur $38,589.25 für die Beute erhalten. Recht gute Geschäfte macht die Regierung auch mit der Jagd auf Füchse, besonders der werthvollen Blau- und Eisfüchse, von denen im Ganzen 413, davon 29 weiße, erlegt und von denselben Agenten in London auf Auktion verkauft wurden; sie brachten der Bundeskasse das nette Sümmchen von $20,505.17, also etwa $50 pro Stück, ein. Die Jagd auf Pelzthiere wird von einem Warden und vier Deputies überwacht, welche beständig auf Alaska stationirt sind und darauf sehen, daß die Jagdgesetze nicht verletzt werden. Im Jahre 1912 wurden von den Jägern und Trappern Pelzthiere im Werthe von $794,156.63 erlegt und versandt; davon erzielten drei schwarze Füchse mit je $600, 142 silbergraue Füchse mit je $250 und eine Seeotter mit $200 die höchsten Preise. Es wurden ferner 698 schwarze Bären, 7957 Hermeline, 8018 Rothfüchse, 3108 Weißfüchse, 2720 Luchse, 12,999 Pekans oder kanadische Marder, 31,363 Minks, 3764 Robben, 123,925 Moschusratten, sowie andere Bären, Füchse, Hasen, Biber, Rennthiere, Eichhörnchen, Wölfe und Wolverine erlegt. In einzelnen Fällen brachten Fuchsfelle $131 pro Stück. Die Beute der Jäger und Trapper wird von den Bundesagenten aufgekauft und nach London auf den Markt gesandt. Da die vier Deputy-Warden nur ein nominelles Gehalt von $10 monatlich erhalten, betheiligen sie sich auch an der Jagd. Man sieht, in Alaska hat die Bundesregierung die Kontrolle über Alles und jetzt baut sie auch noch eine Eisenbahn.

Was die Austern-Industrie anbetrifft, so nimmt Maryland den ersten Platz ein, denn es sind in diesem Staate die meisten Leute in der Industrie (24,287 in 1912) beschäftigt. Der Bericht ergiebt, daß in einem Jahre in den Gewässern der Ver. Staaten 32,988,815 Bushel im Werthe von $15,377,983 gefangen wurden, davon kommen auf Maryland 5,510,421 Bushel. Was aber den Fischfang anbetrifft, übertreffen Boston und Gloucester, Mass., alle Städte des Landes, da zwei Drittel des Fischfang-Ertrages des Landes in jenen Städten auf den Markt gebracht werden. In Boston wurden im Jahre 1912 von amerikanischen Fischerbooten, die auf der Höhe der nordamerikanischen Küste dem Fischfang obliegen, 100,300,080 Pfund Fische auf den Markt gebracht, in Gloucester 82,403,979 Pfund. Es waren meist Schellfische und Flundern, Häringe, Mackerellen und Schwertfische und die Fische hatten einen Werth von $4,779,259. An der Pacific-Küste spielt nur der Lachsfang die Hauptrolle in der Fischerei-Industrie, doch nimmt auch in den letzten Jahren der Fang der Codfische, Häringe und Flundern zu. An Lachsen wurden in einem Jahre nahezu 70 Millionen Pfund nach Seattle auf den Markt gebracht.

Der Jahresbericht widmet dem Störfang ein längeres Kapitel. Wie in Europa in früherer Zeit, hat auch hier die Raubfischerei beinahe zur Ausrottung des werthvollen Fisches geführt. Anfangs hielt man den Fisch für einen Gemeinschaden und die Netzfischer tödteten einen im Netz gefundenen und warfen ihn in's Meer zurück. Selbst vor einigen Jahren konnte man noch die Skelette von Stören am Ufer des Potomac finden, ein Beweis der Stupidität und Grausamkeit von Fischern. Erst als man den Werth des Fisches, seiner Eier, die als Kaviar geschätzt werden, und seiner Hausenblase erkannte, begann man dem Fisch nachzustellen und dann folgte die schlimmste Raubfischerei, so daß bald keine Störe mehr zu sehen sein werden. An der atlantischen Küste fiel der Störfang in den letzten 15 Jahren von 7 auf 1 Million Pfund, an der Pacifickküste von über 3,000,000 auf einige Hunderttausend Pfund. In den 90er Jahren hatte der Störfang seinen Höhepunkt erreicht und in 1890 wurden etwa 15,000,000 Pfund gefangen. Infolgedessen sind die Preise enorm gestiegen und manches erwachsene Weibchen bringt dem Fischer $150 ein. Versuche, den Fisch zu züchten, schlugen bei seiner eigenthümlichen Lebensweise fehlt und das Bundes-Fischerei-Bureau hat beträchtliche Summen verausgabt, um den Stör im Delaware, anderen Flüssen und in Seen zu züchten, aber kaum eine Handvoll Eier für die Incubation erlangt. Man hat von der rumänischen Regierung junge Störe aus der Donau und dem Caspischen Meere erlangt und hofft damit mehr Erfolg zu haben.

Der Bericht behandelt auch die Schwammfischerei und beklagt die Undurchführbarkeit des im Jahre 1906 erlassenen Gesetzes, welches den Fang von Schwämmen, die keine bestimmte Größe haben, an der Küste von Florida außerhalb der drei Meilen Grenze verbietet; da man aber den Schwämmen nicht ansehen kann, wo sie gefunden wurden, kann man nicht beweisen, daß sie von verbotenen Plätzen stammen, und verschiedene Gesetzesübertreter konnten nicht überführt werden. Ein Versuch, das Gesetz zu amendiren, wurde von Interessenten in der Schwamm-Industrie vereitelt. Das Gesetz wird offen verletzt und es wird infolge dessen unter der ausländischen Bevölkerung, die an dem Schwammfang betheiligt ist, eine allgemeine Mißachtung des Gesetzes hervorgerufen.

Für die Fischzucht hat das Bureau im letzten Jahre $335,000 ausgegeben; der Betrieb von Fahrzeugen kostete $60,000 und im Ganzen wurden für das Bureau $944,790 bewilligt.

Das Bundes-Fischereibureau in Washington hat soeben das 11. sog. „ökonomische Cirkular" ausgesandt und in demselben für den Konsum von eingemachtem Lachs agitirt; es sei dies das billigste Nahrungsmittel und selbst die billigeren Sorten seien billiger und gesünder als Fleisch. Ein Pfund des eingemachten Lachses koste nur 16 Cents. Dieselbe Quantität mit dem gleichen Nährwerth von anderen Nahrungsmitteln koste: Eier, frische, 36 Cents; Sirloin-Steak 33 Cents; Hammelfleisch 32 Cents; Hühnerfleisch 21½ Cents; Schinken, geräucherter, 13½ Cents; Pink Salmon 12½ Cents. Es werden in dem Cirkular auch 50 Rezepte zur Zubereitung des Lachses in allen möglichen Gerichten angegeben und die Billigkeit des Lachses auf den ergiebigen Fang und die arbeitsparenden Maschinen zum Präserviren des Fisches zurückgeführt. Im letzten Jahre wurden an der Pacific-Küste 387,045,456 Pfund Lachs im Werthe von $38,563,891 eingemacht.

Die neue Normalzeit in Brasilien.

Seit dem 1. Januar des Jahres 1914 hat Brasilien eine Zonenzeit angenommen, die sich dem großen Plan der Normalzeit einpaßt. Bei der gewaltigen Größe Brasiliens, die nicht viel hinter der Fläche von ganz Europa zurückbleibt, bedeutet diese Maßnahme einen großen Fortschritt in der Regelung der Weltzeit. Aus demselben Grunde kann sich Brasilien nicht mit einer einheitlichen Zeit begnügen, sondern muß nicht weniger als vier Zeitzonen für die verschiedenen Theile des Gebietes festsetzen. Die erste, die zwei Stunden hinter der westeuropäischen Zeit zurückbleibt, umfaßt nur die Inselgruppe von Fernando de Noronha von der östlichen Spitze Brasiliens und südlich davon gelegene Insel Trinidad (nicht Trinidad im Antillen-Meer). Die zweite Zone enthält die Küstenstaaten und findet ihre westliche Grenze gegen die Binnenstaaten Matto Grosso und Amazonas, jedoch gehört auch der westliche Theil des Staates Para schon zur nächsten Zone. Dieser dritte Streifen, dessen Zeit vier Stunden hinter der Uhr der Sternwarte von Greenwich nachgeht, begreift dann Matto Grosso, das westliche Para und den östlichen Theil von Amazonas in sich. Für die westlichste und letzte Zone bleibt dann nur noch der Theil der Provinz Amazonas, der westlich von einer Linie zwischen Tabatinga und Porto Acre liegt und auch das Acre-Territorium und das vor kurzem von Bolivia an Brasilien abgetretene Gebiet einschließt. Die Normalzeit ist hier gleich der westeuropäischen weniger fünf Stunden.

Ein Riesen-Roman. Ein japanischer Schriftsteller, Kiong Te Bakin, hat unlängst den umfänglichsten Roman beendigt, den es auf Erden giebt. Die Arbeit wurde im Jahre 1852 begonnen und ihr Verfasser fand auch einen Verleger, der sich bereit erklärte, je nach der Vollendung eines Bandes diesen zu veröffentlichen. Der letzte Band ist dem willigen Verleger nun letztes Jahr (1913)) übergeben worden. Alles in allem umfaßt der Roman hundertundsechzig Bände, deren jeder tausend Seiten hat, die jede wieder dreißig Zeilen durchschnittlich von zehn Wörtern enthält, sodaß das ganze Werk also aus 106 Bänden, 106,000 Seiten, 3,180,000 Zeilen und 31,800,000 Wörtern besteht. Das Gewicht des Riesenromanes wiegt übrigens ziemlich genau 60 Kilogramm.

— Es giebt heute schon Naturalisten, die aus lebenswahren Theaterstücken schöpfen.